

(Nachdruck verboten.)

15.

20)

Kinder der Gasse.

Roman von Charlotte Knöckel.

„Ich will schaffe gehn!“ sagte die Luis.

„In de Fabrik?“

„Ne!“

„Na wo denn sonst?“

„Ich will mer Stundeplätz suche!“

„Du findste so leicht nit!“ Der Frau ihre Stimme wurde scharf.

„Ich hab gute Zeugnis . . .!“

„Die werden Der nitze, meinst?“ Die Marie lachte lart. „Ich sag Der, wenn De nit bald ordentlich was verdienst, und wenn De mir die Aufpassern spiele willst, dann steht Dein Stuhl vor der Tür! Und Dein Herr Bruder! Wenn Du nit verdienst, soll mer der heim und schaffe gehn! Was is der mehr wie andere Leut! Wie mein Franz? Der, wie der schafft, der Pub! Der is auch der einzig, der ein Geld bringt!“

„Hab ich Euch in dem dreiundehalb Jahr, wo ich fort war, nit immer mein ganze Lohn fast gebebe?“ sagte die Luis.

„Ja,“ die Frau lachte höhniß, „Deim Vater haste en geschickt, und der . . .“ Sie machte eine Bewegung mit der Hand.

„Mutter!“ Die Luis war totenblaß geworden. „Hat er Euch nit von meinem Lohn gebebe? Nit?“

„Nein!“ Die Frau sah auf den Boden. „Nein!“

„Mutter, schauen mich an!“ flehte die Luis. „Nit von meinem Lohn hat er hergegebe?“

Da trat das Weib mit dem Fuß auf. „Nein, wenn ich Der sag! Versoffe hat er's, alles versoffel!“

Der Luis flimmerte vor den Augen.

Wie hatte sie sich Tag für Tag geplagt für das Geld! Sie hatte geglaubt, denen daheim ein wenig damit unter die Arme greifen zu können, und statt dessen . . .

Sie zürnte dem Vater, aber einen Augenblick nur, dann stieg der bittere Groll gegen das Weib, das da vor ihr stand, wieder in ihr auf.

Der Vater war ein ordentlicher Mann gewesen, ganz gewiß, und wenn er jetzt trank, die Frau und sie allein war schuld daran!

Des Mädchens Blick fiel auf das kahle Fensterbrett. Dort hatten einst die Fuchsien und Geranien üppig geblüht, und nun? All die Blumen hatte die Marie verderben lassen!

Und zum Glaschrank schaute die Luis auf. Dort hatten die Tassen vom Service ihrer toten Mutter, die schönen weißen Tassen mit dem Goldrandchen, in einer langen Reihe gestanden. Und nun? Drei waren davon noch ganz, an der vierten fehlte der Henkel und weiter waren keine mehr da.

Die hatte sie zerbrochen, alle, alle.

In dem Mädchen erwachte das Verlangen, dem Weibe harte Worte an den Kopf zu schleudern, aber sie dachte an das elende todfranke Kind da drüben in der Kammer, und sie dachte an den Bruder. . . . Wenn sie jetzt redete, wie ihr ums Herz war, dann würde sie denen ja nicht mehr helfen können. Und das wollte sie doch! Nur das!

Ach und vielleicht — —? Hatte Rätitia ihr nicht gesagt, daß sie den Vater vielleicht auch abbringen könne von dem Wirtshauslaufen?

Wenn sie aber Zank suchte? Nein, nein. Sie wollte keinen Streit! Friede, Friede! flehte eine Stimme in ihr.

Und das Mädchen neigte die Stirn und schwieg.

Da wurde auch die Marie ruhiger.

Sie hatte sich auf unfreundliche Worte von der Luis gefast gemacht, auf Troß und Widerspruch.

Wie sie die aber so still sah, kam eine kleine Berlegenheit über sie.

„Na, vielleicht findst bald en Stell!“ sagte sie. „Und dann kannste morgde de Wäsch mache!“

Der Marie Gesicht hellte sich auf. Wenn das Luis nit mehr eso nörgeln, nit mehr eso diffizil sein wollt, wie früher, dann kann's mer schon recht sein, wenn se dableibt, dann krieg ich gute Tage! dachte sie.

Einen Stundenplatz zu finden, war für die Luis nicht schwer, und daheim war auch Arbeit genug.

Sie hatte gar viel zu flicken vorgefunden und für die beiden Kleinen war allerlei zurecht zu machen.

So ging die Zeit, und das Leben gestaltete sich erträglicher, als die Luis und ihre Mutter gedacht.

Auch dem Mütting hatte vor der Rückkehr seiner Tochter gebangt. Die Marie hatte ihm so viel von ihrer Starrköpfigkeit zu erzählen gewußt.

Und dann fürchtete er ihre klaren, scharfen Augen. Wenn die da war, durfte er des Abends nit mehr ins Wirtshaus gehn! Das Bier aber war ihm lieb geworden und der Schnaps.

Na, hatte er beschlossen, wenn's ungemütlich is, wenn die Weiber zanken und die Kinder schrein, und wenn ich nit ordentlichs zu esse krieg, dann geh ich, ob das Mädal da is oder nit! Und er hatte mit der Faust auf den Tisch geschlagen.

Er war sich damals nicht bewußt, wie sehr er die Un- gemütlichkeit wünschte, um nicht mehr aufs Wirtshausgehen verzichten zu müssen.

Aber es kam anders, als er geglaubt.

Er trat täglich aufgeräumter ins Haus. In den Stuben war Ordnung. Die Kinder sahen sauber aus. Seine Sachen waren geflickt. Er brauchte sich nicht mehr über fehlende Hemdenknöpfe zu ärgern, und selbst die Luft in der Stube fand er besser.

Das Essen schmeckte ihm, denn die Luis kochte. Und sie kochte gut, wie er's seit langem nicht mehr gewöhnt war.

Und eines Abends gar hatte sie ihm Kartoffelküchle gebaden.

„Seit mein Luis tot is, hab ich die nit mehr gekriegt,“ sagte er und ließ sie sich trefflich schmecken.

Die Marie, die sich durch die Bemerkung verletzt fühlte, wollte was sagen. Sie empfand in dem Augenblick ihre völlige Uebersüßigkeit im Haushalt, das ärgerte sie. Aber ihre Trägheit besiegte den Ärger. Ich hab's gut eso, dachte sie und schwieg.

Nach dem Essen, das weiche Erinnerungen in des Mannes Seele gewedt hatte, ging er hinein in die Kammer und setzte sich an der Emma Bett.

„Wie geht's?“ fragte er.

„Ganz gut,“ sagte das Mädchen, „nure bin ich immer noch eso matt!“

„Ja, ja.“ Er nickte. Und dann erzählte er ihr von einem Hund, den sie halb erfroren am Fabriktor gefunden hatten.

Der Emma Augen leuchteten, während der Vater erzählte. Wie gut er is! dachte sie in einem fort. Wie gut er is! Sie hörte gar nicht, was er sprach.

Als aber der Vater sie fragte, was sie getrieben haben den ganzen Tag, holte sie ihre Häfelarbeit hervor. „Biel hab ich ja nit tun könne,“ sagte sie, „mein Arm sind so schnell müd, aber zwei Muster hab ich doch gemacht!“ Sie zeigte es ihm, und er lobte ihren Fleiß.

„Was gib't denn?“ fragte er.

Da leuchteten der Emma Augen. „Du derst aber nit jagen!“

„Gewiß nit!“

Sie streckte ihm die schmale heiße Hand hin. Der Vater schlug ein. „Für es Luis zu Weihnachte, en Einsatz für en Koppekisse! aber daß de nit verratst!“

„Gewiß nit!“

Von da ab hatte Mütting manch eine halbe Stunde bei seiner Emma am Bett geseßen.

Aber nicht Mütting allein, auch der Franz empfand die Rückkehr der Luis als eine Wohltat.

Er wehrte sich zwar gegen die Empfindung. Es sind jetzt halt zwei Weiber im Haus, sagte er sich, und er bemühte sich, unfreundlich zu sein gegen das Mädchen, das so mütterlich für ihn sorgte. Er nörgelte am besten Essen oft, aber hinterher wurmte es ihn. Warum bin ich nure so müst zu ihr? fragte er sich dann. Sie tut mer doch nit! Nee, sie tut mer nit, wiederholte er, aber . . . das Blut schoß ihm in die Stirn. Es ist ja auch nit wegen ihr, es is nure wegen . . . wege dem Christian! Der . . . der . . . für den

tät sie sich gewiß noch anders schinden! Und er ballte die Fäuste.

So kam Weihnachten heran, und eines Abends trat der Christian in die Stube. Er sah frisch aus und lachte ein frohes Lachen. Und die Augen der Luis leuchteten, als sie den Bruder sah.

Das ärgerte den Franz. Das Blut stieg ihm zu Kopf und der Haß war in seinem Blick.

Wenn ich ihm was antun könnt! dachte er in einem fort. Wenn ich ihm was antun könnte.

Als sie schlafen gingen, legte sich der Christian zum Franz ins Bett, wie er immer tat, wenn er nach Hause kam.

Er lag kaum, als ihn auch schon der Schlaf übermannte. Mit offenen Augen hochte der Franz neben ihm.

Er streckte seinen sehnigen braunen Arm neben den weichen weißen seines Bruders, und dabei wirbelten ihm allerlei wilde, wüste Gedanken durchs Hirn, und das Blut hämmerte laut in seinen Schläfen.

Ruhelos warf er sich hin und her.

Wenn ich nure auch schlafen könnt, schlafe, schlafe! Eine ganze Weile horchte er gespannt auf die ruhigen regelmäßigen Atemzüge des Christian. Dann richtete er sich plötzlich wieder auf.

Wie der gut schläft, dachte er. Und ich? Warum kann ich nit schlafen? Er preßte die Fäuste an die hämmernenden Schläfen. Was tobt da drin? fragte er sich.

Da fiel das Mondlicht ins Zimmer. Grad über das Bett ergoß sich die weiße Helle.

Des Christian Gesicht leuchtete aus der Umrahmung des dunklen Haares hervor und seine weiße Kehle.

Bei dem Anblick faßte es den Franz wie mit Eisenfäusten. Ein Beben ging durch seinen Leib. Er schläft fest, sagte eine Stimme in ihm, ganz fest, und wenn Du ihn da an der Kehle packst! Du könntest ihn leicht erwürgen! Ganz leicht! Aber — — —! Der Franz krampfte seine Finger in das Kopfkissen. Wenn ich das tät, das tät, dann würden morgen die Polizisten kommen und würden mich abfassen. Sie täten mich ins Gefängnis führen! Und dort könnt ich Holz hacken. Ich bekäm kein Wein, kein Bier! Und im Gefängnis sind auch keine Mädchen. . . .

Du könntst doch auch auswischen, sagte die Stimme. Auswischen?

Sein Blick glitt wieder zum Christian hinüber, dessen Gesicht leuchtete noch immer aus der Umrahmung des dunklen Haares hervor und seine weiße Kehle.

Auswischen? sagte der Franz. Der Schweiß stand auf seiner Stirn.

„Auswischen?“ Er preßte das Gesicht in die Kissen. „Nein, nein.“

Und plötzlich fing er an zu beten, er wußte selbst nicht, wie er dazu kam. Er krampfte die Hände ineinander und betete. Irgend etwas Auswendiggelerntes wars, das er vollständig gedankenlos herleiern konnte, denn seine Gedanken schrien immerfort: den Christian nicht mehr sehen, dies weiße Gesicht nicht sehn und diese weiße Kehle!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Küchengeographie.

Nur ein kleiner Teil des Gemüsegartens enthält einheimische Gewächse. Die meisten in Deutschland wachsenden Gartenpflanzen stammen aus fremden Ländern. Wo letzteres nicht der Fall ist, haben sicher Veredelungen stattgefunden, denn in den ältesten Zeiten waren, wie es noch jetzt bei armen Gebirgsbewohnern der Fall ist, Feld und Wald das Gemüsebeet. Von der beträchtlichen Zahl der wilden Pflanzen, die noch heute bei vielen tausend Deutschen die Stelle des Kohls, Salates und sonstiger Zusatz vertreten, sind nur wenige unter die Auswahl der Gärten aufgenommen worden. Dazu gehören die Möhre (gelbe Möhre oder Karotte) und die Pastinake, zwei Doldenpflanzen unserer Wiesen; die Zichorie, die mit ihren azurblauen Blumen als „Wegwarte“ die Raine schmückt; das Salatrapünzchen unserer Acker; das Löffelkraut und die Stamppflanze des Kohls, deren Heimat die Nordseeküste ist. Aber all diese Wildlinge sind unter sorgfamer Pflege von Menschenhand veredelt worden.

Der holzige Wurzelstock jener Doldenpflanzen ist in ein saftiges, schönfarbiges Rüchgen umgewandelt; die unansehnliche, wilde Kohlstaupe hat eine große Reihe edler Spielarten getrieben, von denen sich jede durch besondere löbliche Eigenschaft hervortut. Man

wundert sich mit Recht über die mannigfaltigen Farben, mit denen in den Gärten die Aster und Georgine prangt; aber fast noch mehr Verwunderung sollte die Umwandlung der Kohlpflanze erregen. Ihre Blätter zeigen fast alle Farbenstufen vom Weiß an durch das lichteste Grün zum Purpur und Beilchenblau. Man bedente nur, daß das Kopftraut (der Rabis), der Kraustohl, der Kohlrabi, der Spargelkohl und der Blumenkohl einer und derselben Mutterpflanze entstammen. Wie viele tausend Generationen der Abstammlinge des wilden Kohls mußten blühen und fruchten, ehe durch zufällige und absichtliche Einwirkung alle jene Spielarten entstehen konnten! Wie viele Gärtner verschiedener Länder mußten zusammenarbeiten, um das Ziel zu erreichen! Der Blumenkohl scheint durch seine Empfindlichkeit gegen die Kälte anzudeuten, daß er eine in südlichen Ländern entstandene Abart ist; wahrscheinlich haben sich die Gärtner der sämtlichen gebildeten Völker in die Ehre zu teilen, das schlichte Kind des Seestrandes ausgebildet zu haben. Von anderen einheimischen Kohlpflanzen hat sich fast nur der Gemüseampfer (Rumex Patientia) in den Gärten erhalten, der Erdbeerspinat (Blitum) ist fast verschollen.

Woher stammt nun der weitaus größte Teil jener Gartenpflanzen, deren ursprüngliche Heimat nicht in Deutschland ist? Einige von ihnen haben die Germanen aus ihrer asiatischen Urheimat mitgebracht. Die meisten unserer Gemüsepflanzen aber kamen von den Römern zu uns. Wir wissen aus den Werken der römischen Schriftsteller, daß verschiedene Pflanzen die Lieblingspflanze der Römer bildeten und sorgsam in den römischen Gärten gehegt und gepflegt wurden. Auch erinnern schon die Ausdrücke wie Lattich (lactuca d. i. Salat), Gurke (cucumis), Zwiebel (im Volksmunde Zepel von Cepa), Porree (porrum), Petersilie (petroselinum d. h. Felsenepich), an ihre lateinische Abkunft. Römische Soldaten und Ansiedler haben sie wahrscheinlich in das Innere Deutschlands gebracht, Missionare, Mönche, Entdeckungsreisende und Kaufleute führten sie über die Alpen, damit sie auf deutschem Boden Heimatsrechte erwerben möchten. Verschiedene Herrscher, wie Karl der Große, liebten und beförderten den Gartenbau und suchten das deutsche Volk an die Pflanzenkost mehr und mehr zu gewöhnen. Das gelang ihnen denn auch in dem Maße, daß (nach Raumer) schon zur Zeit der Hohenstaufen fast alle jetzt gepflegten Gemüsepflanzen in den „Krautgärten“ zu finden waren. Wenn nun auch eine ansehnliche Anzahl unserer Gemüsepflanzen ihre ursprüngliche Heimat in den um das Mittelmeer gelegenen Ländern hat, so sind die Römer doch nicht immer deren erste Anbauer gewesen. So ist der Porree auch von den Juden, Griechen und Aegyptern angebaut worden. Bei letzteren stand er sogar in göttlichem Ansehen. Die Stamppflanze der Kunkelrübe und roten Möbe, der Mangold, der heute noch wild am See- und Strand Griechenlands wächst, wurde schon von den alten Hellenen gepflegt. Letztere hielten auch den Genuß von Sellerie für glückbringend und nahmen deshalb diese als Wildling bittere und ungenießbare Meerstrandpflanze in ihre Gärten über, wo sie durch Zucht und Pflege veredelt wurde. Auch die Petersilie, die in den mazedonischen Gebirgen wild wächst, war bei den Alten hoch geschätzt. Der Spargel, der besonders in den letzten Jahrzehnten wieder eine verbreitete Lieblingspflanze geworden ist, ist eine Ufer- und Strandpflanze des südlichen Europa.

Noch weiter nach Osten müssen wir unsere Wanderung antreten, um die Heimat vieler Küchengewächse zu finden. Wer uns den Spinat gebracht hat, wissen wir nicht, wohl aber ist bekannt, daß er, obwohl er auf den Speisekarten der Griechen und Römer nicht stand, doch schon seit undenklichen Zeiten in den Gärten gebaut ward und besonders in Persien heimisch war. Dagegen zogen Griechen und Römer schon in Mistbeeten herrliche Gurken, und die Verwandten dieser Gewächse, Kürbis und Melone, wurden schon von den alten Israeliten angebaut, die die Wassermelone in Aegypten kennen gelernt hatten. Von Wurzelspießen stammt aus den Gärten Asiens die Gartenmelde und besonders das ursprünglich im Reiche der Mitte heimische Radieschen. Auch die Endivie ist in China urväterliches Salatkraut. Der Gartensalat, der bei uns zur sommerlichen Alltagspflanze geworden ist und die Melonen der Südländer ersetzt, ist eine Abart des in den Kaukasusländern heimischen, jetzt fast in ganz Deutschland verwilderten Lattich. Schon die Perser zu kühnsten Zeiten genossen den Salat. Bei den alten Griechen und Römern stand er in hohem Ansehen, und Virgil singt von ihm, daß er „die edleren Schmäufe beschleife“.

Die Hülsenfrüchte, die wir genießen, sind sämtlich Kinder des Ostens. Die Buffbohne (Vicia faba), ursprünglich wohl am kaspischen Meere zu Hause, wurde schon von den alten Israeliten gebaut und von Griechen und Römern sehr wert geschätzt; bei den letzteren wurde sogar ein besonderer Bohnengott, namens Mhanetes, in einem Tempel verehrt und in Athen mit „Bohnensfesten“ verehrt. Bei den Aegyptern dagegen galt diese Bohne für unrein, und wohl infolge dieses Aberglaubens wurde sie den Pythagoreern verboten. Die Schminckbohne, hier und da arabische Bohne genannt (Phaseolus), stammt nach einigen Angaben aus dem westlichen Asien, nach anderen aus Indien; ihre Empfindlichkeit gegen die Kälte macht diese letztere Annahme zur wahrscheinlichsten. Die Linse wächst wild am Kaukasus und findet sich als Kulturpflanze bei den alten Aegyptern, Israeliten und Griechen; bei uns wird sie jetzt fast nur im freien Feld angebaut. Auch die Erbse scheint in der Umgebung des Schwarzen Meeres ursprünglich zu Hause zu sein, auf der Halbinsel Krim soll sie noch wild vorkommen; ihre

Kältescheu dürfte eher für eine wärmere Heimat, vielleicht Indien, sprechen. Sie wurde von Griechen und Römern gepflegt, und muß, da sie in der uralten Sanskritsprache einen Namen hat, in Indien seit unvorbenklicher Zeit die Pflege des Menschen genossen haben.

Die Inseln des Stillen Ozeans liefern uns an Gewürzmitteln nicht nur die gewaltigen Mengen von Pfeffer, Zimt, Ingwer, Nelken, Vanille, Muskat usw., sondern haben uns auch mit jetzt bei uns heimischen Gewürzpflanzen versorgt. Zur Verfeinerung des Gebäcks liefert Asien den Nebenbuhler des bei uns wild wachsenden Kümmels, den Anis; zur Würzung des Essigs und Senfs den aus der Tatarei und Sibirien stammenden Estragon, eines nahen Verwandten unserer Gänsebratenwürze, des Weisfußes; als stehende Reizmittel, die vielen Zungen gerade deshalb zusagen, liefert Asien die mancherlei Lauch- und Zwiebelarten. Die Griechen waren schon im Altertum so leidenschaftliche Knoblauchesser, wie sie es jetzt im Wetzeifer mit den Spaniern sind. In Aegypten war der Genuß des Lauchs und der Zwiebeln den Isispriestern verboten; die Aegyptier müßten aber gewaltige Liebhaber dieser Speisen gewesen sein, wenn auch an Herodots Angabe, daß bei dem Bau einer einzigen Pyramide an Knoblauch, Zwiebeln und Meerrettich für mehr als zwei Millionen Taler verzehret worden sei, einige Nullen überschüssig sein mögen. Der Knoblauch scheint sein Heimatland in den ungarischen Steppen zu haben. Die Zwiebel findet sich nicht mehr in wildem Zustande, stammt aber jedenfalls aus Asien.

Amerika kann sich zwar nicht rühmen, sich gleiche Verdienste um die Bereicherung unseres Gemüsegartens erworben zu haben, wie Asien. Es ist nur mit einer Pflanze vertreten, aber diese bildet auch zugleich für die größte Masse unseres Volkes das wichtigste und unentbehrlichste Nahrungsmittel. Es ist die Kartoffel, die ursprünglich auf felsigem Boden längs der Küste von Peru und Chile wuchs und heute wohl in alle Kulturländer der Welt ihren Siegeszug gehalten hat.

So haben verschiedene Zeiten und verschiedene Völker zusammengewirkt, um für unseren Küchengarten Pflanzen zu liefern, die als Nahrungsmittel heute von uns kaum mehr entbehrt werden könnten. Auf der anderen Seite darf die Frage, ob unsere Gemüsegärten in Zukunft noch eine weitere Bereicherung durch exotische Vertreter des Pflanzenreiches erwarten dürfen, verneint werden. Die rein tropischen Gemüsepflanzen sind nicht durchweg von so vorzüglicher Qualität, daß sie auch für uns die Mühe des Anbaues verlohnten. Bei anderen würde eine erfolgreiche Zucht überhaupt unmöglich sein. Unsere seit Jahrhunderten gebauten Gemüsepflanzen liefern für jeden Geschmack so treffliche Vertreter, daß wir keinen Grund haben, uns nach anderen umzusehen. Der Transport der Nahrungs- und Genussmittel ist überdies so geregelt, daß wir — ganz abgesehen von der hohen Bedeutung der Konservierung von Gemüse für die Volksernährung — kaum in Verlegenheit kommen, selbst wenn es sich um die Versorgung von Gemüse in großen Quantitäten handelt. — J. Wiese.

Kleines feuilleton.

e. k. Der Kaukasus und sein Sänger. Inmitten der russischen Revolutionsbewegung wird man sich sehr wohl der Bergvölker des Kaukasus erinnern dürfen, die achtzig Jahre hindurch gegen die zaristischen Zarenbataillone mit unbergleichlichem Heldennut um ihre Freiheit kämpften. Stüd für Stüd ihrer bis aufs äußerste verteidigten Heimat mußten die Bergvölker abgerungen werden. Dort setzte sich der Kosakenkolonist fest. Nach und nach im Laufe vieler Jahrzehnte, wurden die Gebirgler auf die Spizen ihrer unwirtlichen Berge gedrängt, aus einem Felsversteck in das andere getrieben und schließlich zu Tode geheht, durch Hunger, Krankheit und Abschlagung aufgerieben, zur Uebergabe gezwungen. Man ließ sie ruhig ziehen, als sie zum größten Teil nach der Türkei ausgewanderten.

Jene jähren Kämpfe der Bewohner werden begreiflich, wenn man sich die gigantische Pracht und paradisiische Schönheit des Kaukasus vor Augen hält. Seine Länge vom Schwarzen bis zum Kaspiischen Meer beträgt 1000 Werst. Amphitheatralisch steigen nach Osten die Berge hinan. Zunächst Hügel, die durch Schluchten, in denen Gebirgswässer rauschen, getrennt sind und deren Felsvorsprünge Weinreben umschlingen; weiterhin zwei ungeheure Terrassen, die, mit Wäldern bedeckt, Altarstufen gleichen, von denen die nähere mit einem tiefgrauen, die entferntere mit einem blau-durchwirkten Teppich bekleidet erscheint; und am Horizont, gleichsam eine silbergewebte Spitze, die schneeblinckende Kette des Kaukasus. Diesen ungeheuren Grat vergleicht Stanislaus Lulas (In der Heimat Mirza Schaffis) mit dem Blatt einer Säge, deren Zähne stellenweise ausgebrochen oder abgearbeitet sind. Hin und wieder eine Spitze, die scharf in die Wolken ragt; daneben eine stumpfe Bude, die durch einen starken Widerstand verbogen oder zertrümmert wurde; dann wieder eine ganze Reihe, die nur die Ueberreste einer Kegelbildung aufweist, da sie einst eine vulkanische Kraft gebrochen und die Zeit im Laufe von Aeonen abgeschliffen hat. . . . Altgriechische Götterverse und heimischer Poetenjang hält die Gipfel und Täler des Kaukasus umwoben. Sein eigentlicher Sänger aber war Michael Lermontoff. In seinen Dichtungen spiegeln sich alle diese Schönheiten des Gebirges nebst seiner Menschenrasse, die zu den schönsten Europas gehört, wieder, derart wieder, sagt Peter Kropotkin in seinem gefaltvollen Werke: „Ideale

und Wirklichkeit in der russischen Literatur“, daß in keiner anderen Literatur sich Natur Schilderungen von solchem Reiz und solcher Eindringlichkeit und so richtiger Wiedergabe finden lassen. Vobenstedt, sein deutscher Uebersetzer und persönlicher Freund, der den Kaukasus gut kannte, hatte sehr recht, wenn er sagte, daß Lermontoffs Schilderungen ganze Bände geographischer Beschreibungen wert wären. Die Lektüre vieler Bücher über den Kaukasus würde dem Bilde, das man aus Lermontoffs Gedichten gewinnt, keine wertvollen Züge mehr hinzufügen. Lermontoff hat es verstanden, gleichzeitig dem Naturforscher und dem Kunstfreund die Genüge zu tun. Ob er die riesige Bergkette beschreibe, wo das Auge sich hier in den schneebedeckten Berggipfeln und dort in den endlosen Tiefen der Schluchten verliert, oder ob er ein Detail erwähnt: Bergströme oder die endlosen Wälder, oder die reizenden Täler Georgiens in ihrem Blumenkleide, oder die Ketten heller Wolken, die mit den trockenen Winden Nordkauasiens ziehen — immer bleibt er so naturtreu, daß sein Bild vor unseren Augen in den Farben des Lebens aufsteigt, und dabei ist es mit einer poetischen Atmosphäre durchtränkt, die uns die Frische dieser Berge, den Balsam ihrer Wälder und Matten und die Reinheit ihrer Luft fühlen läßt. Und all das ist in wundervollen musikalischen Versen geschrieben. Dem Kaukasus gelten viele seiner lyrischen Gedichte, im Herzen des Gebirges spielt sein „Dämon“ und „Mishri“ sowie sein Roman „Der Held unserer Zeit“. Er liebte nicht nur das Landleben, ihn erfüllte zu gleicher Zeit eine tiefe Liebe für die Eingeborenen des Kaukasus, die er mit eigenen Augen bittere Kämpfe um ihre Freiheit führen sah. Zweimal war er ja selbst als Offizier Mitglied von Expeditionen gegen die Cirkassier. Das Gedicht „Smail-Deh“ ist eine Verkerrlichung dieses Kampfes der Cirkassier gegen die Russen. In einem anderen, einem seiner besten, wird geschildert, wie ein Cirkassier vom Schlachtfeld flieht, um sich nach seinem Dorfe zu flüchten, und wie ihn dort seine Mutter selbst als einen Verräter zurückstößt. Ein anderes Meisterstück, eine seiner kürzeren Dichtungen „Valerik“ wird wohl mit Recht als eine der getreuesten Schilderungen des Krieges in der Poesie angesehen. Und doch haßte Lermontoff den Krieg.

Zweimal war der Dichter gezwungen gewesen, als politisch Verbannter im Kaukasus zu leben. Seine Spur läßt sich sehr leicht in den Bergen verfolgen. Da ist der Badeort Pjatigorsk. Von hier aus kann man etwa ein Fünftel der Strecke, doch die gewaltigste des ganzen Gebirges übersehen. Bei den heißen Thermen von Pjatigorsk finden wir die Lermontoff-Grotte, die berihmt geworden ist durch Lermontoffs Roman „Der Held unserer Zeit“. In der Nähe des Pjatigorskler Prowalls (Abgrund) aber fiel der Dichter, erst 26 Jahre alt, im Duell. Dieser Prowall ist ein kreisrunder Trichter, auf dessen Grunde in einer Tiefe von 30 Metern eine Insel in wunderbarem See liegt. Tausende von Tauben und Fledermäusen, schreibt Lulas, nisten in seinen Wänden; die Tauben haben die obere lichte Hälfte, die Fledermäuse die untere dunkle Hälfte dieses Trichters inne, und die Grenzen beider Reiche werden von beiden so verschiedenen Tiergattungen streng gemieden. Ein Blick hinab erregt Schwindelanfälle, aber ein Tunnel führt nach dem Grunde des Prowalls, der wahrscheinlich der Krater eines erloschenen Vulkans ist. Das Wasser dort hat eine Temperatur von 33 Grad Reaumur und wirft Blasen, die einen starken Schwefelgeruch entwickeln und den ganzen Raum erfüllen, ohne lästig zu werden. Wirft man ins Wasser einen Stein, so schallt sein Raschen an den Felsenrändern hundertfach wie Donnergeroll wieder und Tausende von wilden Tauben fliegen geschweicht auf. . . .

Ein steinernes Kreuz auf der letzten Steigung der militärisch-grusinfischen Heerstraße markiert die Grenze zwischen Europa und Asien. Talabwärts gehts. Das Tor des Kaukasus ist passiert. Ringsum breitet sich hier ein chaotisches Trümmerfeld von Felsen der bizarrsten Formen. Stellenweise ist die Straße aus Felsblöcken aufgebaut. Als Lermontoff hier den Aufstieg unternahm, mußten vor seine leichte Telega, die sein Gepäd trug, sechs Paar Ochsen gespannt werden, und auch dann gelang das Vorhaben erst mit vieler Mühe. In unendlich erscheinender Ferne enthielt sich hier dem trunkenen Auge das Tal von Rajschaur, dessen paradisiische Schönheit Lermontoff so herrlich wie Grusien beschrieb:

„Glückseliger, reicher Himmelsstrich! . . .
Und Waldpracht, Glanz und Lebensdrang
Und hundertfältiger Stimmen Klang,
Und Duft von Blumen ohne Zahl,
Des Mittags wollustvolle Schwüle,
Der tauigen Nächte würzige Kühe,
Der Sterne blinkend heller Strahl,
Die Augen, die den feuerreichen
Der jungen Grusierinnen gleichen . . .“

— „Sozialismus“ — „Sozialist“. Mit dem Ursprung dieser beiden Wörter beschäftigt sich in der „Zeitschrift für Sozialwissenschaft“ Professor Karl Grünberg-Wien. Er kommt dabei zu folgenden Ergebnissen: Von den beiden Kunstausdrücken „Sozialismus“ und „Sozialist“ ist der zweite der ältere. Das Wort „Sozialist“ ist auf englischem Boden entstanden. Hier wurde es von den Anhängern des Owenschen „New social system“ geprägt. Auf einen bestimmten Urheber läßt es sich nicht zurückführen. Zum erstenmal ist es zu finden in der Zeitschrift „Poor man's guardian“ vom 24. August 1833. In Frankreich hat es als erster nicht Negbaud, sondern um die Mitte des Jahres 1834 Pierre Leroux in einem Aufsatz „Philo-

sophia sociale" gebraucht — aller Wahrscheinlichkeit nach auch selbst gebildet. Doch mag es immerhin erst durch Reybaud, dessen „Etudes sur les réformateurs ou socialistes modernes" (1836 bis 1840) weiteste Verbreitung fanden, vulgarisiert worden sein. In Deutschland ist es 1840 durch Rochau („Kritische Darstellung der Sozialtheorie Fourriers") zu erstmaliger Anwendung gelangt. Der Terminus „Socialisme" dagegen ist in Frankreich geschaffen worden und zwar durch den sonst ganz unbekanntem Saint-Simonisten G. Jouis. Erstmals findet sich der Ausdruck im „Globe" vom 13. Februar 1832; später, Mitte 1834, bei Leroux und im Anschluß an diesen ein Jahr darauf bei Lamartine; seit 1837 auch in England, wo er zum ersten Male in „The new moral world" vom 2. September 1837 vorkommt und — im Gegensatz zu Frankreich — rascheste Verbreitung findet. Ob diese Neubildung von den englischen Sozialisten aus Frankreich entlehnt worden ist, läßt sich ebensovienig nachweisen wie das Umgekehrte in betreff des Wortes „Sozialist". Unwahrscheinlich ist es nicht. Denn ein Blick in die älteren sozialistischen Zeitschriften lehrt, daß auch auf dem Gebiete der sozialistischen Gedankenreihen die Verbindung zwischen beiden Ländern sehr lebhaft war. —

Astronomisches.

ht. Perseus und die Perseiden. In den Nächten des 8. bis 12. August werden wieder einmal zahlreichere Sternschnuppen am Himmel erscheinen. Die Sternschnuppen sind ja überhaupt keine allzugroße Seltenheit, und in einer klaren Sternennacht kann man fast in jeder Stunde einige beobachten. Aber zu bestimmten Zeiten, besonders auch in den genannten Nächten, ist der Sternschnuppenfall ein reichlicher als gewöhnlich, eine Tatsache, die schon seit mehreren tausend Jahren bekannt ist; die „feurigen Tränen des heiligen Laurentius" werden diese regelmäßig in der Zeit des Laurentiustages (10. August) wiederkehrenden Sternschnuppen im Volksmunde genannt. Die astronomische Forschung hat festgestellt, daß die Erde um diese Zeit die Bahn eines großen Meteoroiden kreuzt, der wie sie selbst die Sonne umkreist, und über seine gesamte Bahn ziemlich gleichmäßig verstreut scheint. Solcher Meteoroidenschwärme, mit denen die Erde regelmäßig zusammenstößt, gibt es noch mehrere; bei manchen sind die Meteore nicht so gleichmäßig verstreut wie bei dem Augustschwarm, so daß ein solcher Schwarm nicht alljährlich, sondern nur nach einer Reihe von Jahren von der Erde wieder getroffen wird.

Die Sternschnuppen des August werden von dem Astronomen die Perseiden genannt. Verfolgt man nämlich die Bahn eines solchen Meteors, das ja in der Regel nur wenige Sekunden sichtbar ist, nach rückwärts, so findet man, daß die Bahnen fast aller in diesen Nächten erscheinenden Sternschnuppen sich bei rückwärtiger Verlängerung treffen, sodaß sie gleichsam von einem einzigen Punkte aus nach allen Richtungen ausgestreut zu werden scheinen. Dieser sogen. Radiationspunkt oder Ausstrahlungspunkt liegt im Sternbild des Perseus, weswegen eben der Sternschnuppenfall den Namen der Perseiden erhalten hat. Das Sternbild des Perseus ist gegenwärtig sehr leicht aufzufinden. Wenden wir nach 10 Uhr abends direkt über uns, so fallen uns zwei helle Sterne ins Auge, von denen der eine fast in unserem Scheitelpunkt stehende sich in der Milchstraße, der hellere weiter westlich sich befindet. Lassen wir dann das Auge in der Milchstraße nach Norden zu schweifen, so erkennen wir leicht fünf Sterne von nicht ganz gleicher Helligkeit, die in der Form eines etwas verschobenen lateinischen W angeordnet sind; sie bilden das Sternbild der Cassiopeja. Gehen wir nun in der Milchstraße weiter nach Norden, so treffen wir wiederum einen helleren Stern, der eben der Hauptstern des Sternbildes des Perseus ist. Die Araber nannten ihn Algenib, heute wird er von den Astronomen meist nur mit einem Buchstaben bezeichnet, Alpha des Perseus. Dieser Hauptstern ist von 4 weniger hellen Sternen, einer nach der Seite der Cassiopeja, die 3 anderen nach der entgegengesetzten Seite, in bogenförmiger Anordnung bis über die Milchstraße hinaus umgeben. Ferner steht noch östlich vom Hauptstern, ebenfalls außerhalb der Milchstraße, ein ihm an Helligkeit gleicher Stern, Algol mit Namen, der ebenfalls zum Sternbild des Perseus gehört.

Der Algol ist der merkwürdigste Stern des ganzen Sternbildes wie überhaupt einer der merkwürdigsten Sterne am gesamten Himmel. Schon vor 340 Jahren wurde bemerkt, daß der Algol nicht stets die gleiche Helligkeit hat; während er meistens dem Hauptstern des Perseus an Helligkeit gleich ist, ja ihn sogar noch etwas übertrifft, ist er zu anderen Zeiten nur als ein lichtschwaches Pünktchen von noch geringerer Helligkeit, als die vier Nebensterne des Perseus haben, wahrzunehmen. Im Jahre 1782 wurde diese Erscheinung näher untersucht; dabei stellte sich heraus, daß dieser Lichtwechsel nicht etwa beständig vor sich geht, sondern daß der Algol stets 60 Stunden lang in vollem Lichte strahlt, und daß dann die Helligkeit während 4½ Stunden ganz allmählich abnimmt; seinen dunkelsten Zustand bewahrt der Algol nur etwa 7—8 Minuten, worauf die Helligkeit ganz allmählich wieder zunimmt, bis sie in 4½ Stunden ihre größte Stärke erreicht hat, die sie nunmehr wiederum 60 Stunden bewahrt, worauf dann das Spiel von neuem beginnt. Eine Reihe von Untersuchungen über die Art des Lichtes und der Lichtveränderung des Algol haben zu der Annahme geführt, daß der Algol, eine Sonne von ungeheurer Größe und Macht, gegen welche unsere Sonne nur klein erscheint, von einem dunkeln Begleiter umkreist wird, der uns das Licht des Algol in regelmäßigen

Zwischenräumen zum größten Teile verdeckt. Da die Entfernung des Algol eine ganz ungeheure ist und die unserer Sonne um viele Millionen Mal übertrifft, so muß der dunkle Begleiter ebenfalls ein ganz ungeheurer, dem Algol fast gleicher Körper sein, denn bei jener großen Entfernung könnte er sonst nicht einen so erheblichen Teil des Algollichtes unserem Auge verdecken. Der Lichtwechsel des Algol stellt sich also im wesentlichen als eine Sonnenfinsternis dar, die sich auf ganz ungeheure Entfernungen hin unserem Blicke verriert. Vom 20. bis 22. August ist der Perseus mit dem Algol am nordöstlichen Himmel um 10 Uhr abends schon in ziemlicher Höhe leicht zu finden. Am 21. tritt gerade um 10 Uhr abends das Lichtminimum (kleinste Helligkeit) des Algol ein, er ist also nur als kleines Lichtpünktchen zu sehen; dagegen strahlt er um dieselbe Zeit am Tage vorher und nachher in voller Helligkeit, sodaß jeder, der darauf achten will, diesen merkwürdigen Vorgang einer Sonnenfinsternis in Billionen Meilen Entfernung von uns mit eigenen Augen beobachten und verfolgen kann. —

Humoristisches.

— Aus der „Jugend". Eines Tages kommt ein Pastor im Spreewalde bei einem Seelsorgerbesuche zu einer Bäuerin.

„Na, Mutter, wie geht's?" redete sie der Pastor an.

„Ach, Herr Pastor," klagt die Bäuerin, „ich habe halt wenig Freude an meiner Amma."

„Wieso?" fragt erstaunt der Pfarrer, der die Tochter als ein braves Mädel kannte.

„Aun", erwiderte die Alte, sie ist schon 20 Jahre alt und noch immer keine Amma." —

— Dorfprüfung. Der Pfarrer erzählt in der Schule den Kindern die Schöpfungsgeschichte: „Es werde Licht usw." Da unterbricht der Inspektor den Vortrag und fragt den Michel: „Was hat also Gott immer gesagt, als er die Erde schuf?"

Michel: „Dös wern ma glei ham." —

Notizen.

— „Puschkin-Haus." Die russische Regierung hat die wertvolle, noch erhaltene Bibliothek Puschkins für 18 000 Rubel aus Privatbesitz angekauft und sie einstweilen in dem Gebäude der Akademie der Wissenschaften in Petersburg untergebracht. Hier soll sie so lange verbleiben, bis das geplante „Pantheon der russischen Literatur" gebaut ist. In diesem Museum, dem man den Titel „Puschkin-Haus" verleihen will, sollen sämtliche literarischen und literargeschichtlichen Dokumente gesammelt werden, die sich auf die russische Literatur von Puschkin bis zur Gegenwart beziehen. —

— Das Kleine Theater bringt Mitte August einen heiteren Einakterabend: Die Kaffeehauszene „Mimenstiege" und die tragische Posse „Das Trottoir roulant" von Courteline sowie die Komödie „Diplomatie in der Ehe" von Flers und Caillabet. — Im September soll „Der verlorene Vater" von Chavé erstmalig aufgeführt werden. Dann kommen in kurzer Folge zur Darstellung: „Der König Kandaules" von André Gibé; Maxim Gorkis „Barbaren"; „Allerseelen" von Heijermans; „Zu den Sternen" von Leonid Andrejew; Goethes „Geschwister" und Maeterlins „Im Innern" sowie „Baumeister Solneß" von Ibsen. — Novitäten anderer Autoren schließen sich im Verlauf der Spielzeit an. —

— „Die Nationalgäbe", eine Komödie des Norwegers Ove Roden, wird im Lustspielhause ihre Erstaufführung erleben. —

— Das Neue Schauspielhaus am Rollendorplatz soll im Laufe des Oktober eröffnet werden; ebenso der mit ihm verbundene Mozartsaal, ein Konzertraum, der 1600 Personen fassen wird. —

— Strindbergs „Kameraden" hatten im Dresdener Sommertheater einen durchschlagenden Erfolg. —

— Das alte Klassikertheater in Lauchstädt ist in den Besitz der Provinzialbehörde übergegangen. Es soll renoviert werden. —

k. In San Francisco hat bereits ein funkelnelneues Theater seine Pforten geöffnet. Es will gegen alle Gefahren der Feuersbrunst und des Erdbebens gesichert sein. Drei andere Theater von größeren Dimensionen sind im Bau. —

o. Ein Theatertrist. „Interstate Amusement Company" nennt sich eine neue Organisation in der amerikanischen Theaterwelt; sie umfaßt die meisten der führenden Theaterdirektoren in den Vereinigten Staaten; das Kapital wird auf 15 bis 20 Millionen Mark geschätzt. Zweck der Gesellschaft ist vor allem, in England und den Hauptstädten des europäischen Kontinents alle erfolgreichen Dramen, Schauspiele und Opern zu erwerben und sie in Amerika zur Aufführung zu bringen. —

w. Wie heiß ist die Lava? Ein Italiener, Adolf Bartoli, hat unter großen Schwierigkeiten die Temperatur der Lava gemessen und ist nach zwei verschiedenen Methoden zu folgenden Resultaten gekommen: dort, wo die Lava aus dem feuerstehenden Berge heraustritt, beträgt die Temperatur 980—1090 Grad Celsius; wenn sie zwei Kilometer an der freien Luft geflossen ist, immer noch 750 bis 870 Grad. —